

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 22 (1981)
Heft: 11

Artikel: Simbabwe so sanft?
Autor: Tickle, Ian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1094452>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Simbabwe so sanft?

Ian Tickle berichtet nach einem Augenschein

Mehr als ein Jahr ist vergangen, seit das neue Simbabwe seine Unabhängigkeit erlangt hat. Ian Tickle, der im SOI den englischsprachigen Pressedienst (Swiss Press Review and News Report) herausgibt, ist eben wieder im ehemaligen Rhodesien gewesen und zieht Bilanz über die ersten 15 Monate der Regierung Mugabe.

Das andere Land

«The Past is another Country» — Die Vergangenheit ist ein anderes Land. Das ist der Titel eines Buches, das Martin Meredith über die Wandlung von Rhodesien zu Simbabwe geschrieben hat. Und tatsächlich kann man die Situation kaum besser umschreiben, in der sich die Bürger Simbawbes heute befinden, nicht zuletzt die Weissen.

Bemerkenswerterweise betrifft die Wandlung die Mentalität. Jene Weissen, die in Simbabwe geblieben sind — und das ist die grosse Mehrheit ihrer Gemeinschaft —, haben das neue Land mit überraschendem Gleichmut akzeptiert. Sie nennen es selber weit eher Simbabwe als Rhodesien, obwohl das kein Gebot ist. Ein semantisches Indiz, das kaum den Erwartungen entspricht.

Die Weissen vergessen Rhodesien

Der Ueberrest bestätigt die Tendenz. Die frühere Regierungspartei, immer noch von Ian Smith geführt, nennt sich bis heute Rhodesische Front. Aber die Schwierigkeiten, die sie deswegen kriegt, kommen in erster Linie von ihren eigenen Mitgliedern.

Freilich zeigt die schwarze Mehrheit, zeigt auch Ministerpräsident Robert Mugabe öffentliches Missfallen an der alten Bezeichnung; das ist nur natürlich. Als ich in Salisbury war, wurde gerade angekündigt, die Rhodesische Front werde auf ihrem nächsten Parteikongress ihren Namen doch ändern. Und symptomatischerweise ist der Grund das Drängen der weissen Gemeinschaft und nicht etwa der Druck der Regierung.

André Holland, der einen der 20 «weissen» Sitze im Parlament innehat, ist aus der Rhodesischen Front ausgetreten, die ihm zu sehr an alten Vorstellungen klebt, und hat die Demokratische Partei gegründet, die sich dem neuen Simbabwe verschreibt und damit durchaus «weisse» Unterstützung findet.

Dass 20 der 100 Parlamentssitze für die Weissen reserviert sind, die weniger als 5 Prozent der Bevölkerung stellen, gehört zu den Regelungen der Unabhängigkeitsverfassung. Mugabe will diesen Sonderstatus abschaffen, zum Vorteil der Weissen selbst, wie er sagt. Das tönt zunächst nach

Zynismus, aber Mugabes Begründung lässt sich hören. Auch die Schwarzen hätten seinerzeit ein Kontingent an Mandaten gehabt, und das habe ihnen nichts genützt, weil man sie nach Belieben habe überstimmen können. In der gleichen Lage befänden sich heute die Weissen, und sie hätten nur zu gewinnen, wenn sie im freien Wettbewerb um die Gunst der weissen und schwarzen Wähler kämpfen müssten.

Mugabes Leitmotiv: Versöhnung

In seiner Politik hat Mugabe die Versöhnung zum Leitmotiv gemacht. Er zieht es vor, von der Vergangenheit nicht einmal zu reden.

Viele ehemalige Rebellen, die jetzt in der Regierung sitzen, fordern die Untersuchung von Morden aus dem Bürgerkrieg, aber Mugabe ist nie darauf eingegangen. Weil er selber am meisten Dreck am Stecken hat? Das liesse sich vertuschen, wenn man an der Macht ist. Tatsächlich hatte es Grausamkeiten auf beiden Seiten gegeben, und zwar eher als Resultat von Disziplinlosigkeit als von gewollter Politik.

In der Tat herrscht selbst heute, gut ein Jahr nach der Unabhängigkeitserlangung, in grössten Teilen Simbawbes noch Unsicherheit. Ehemalige Guerillas oder «Guerillas» morden weiter, eben weil sie sich von «ihrer» Organisation nichts sagen lassen.

Mugabes Versöhnungspolitik bezieht sich nicht nur auf Weisse und Schwarze, sondern auch auf das Verhältnis seiner eigenen Regierungspartei Zanu (Zimbabwe African National Union) zur schwach regierungsbeteiligten «Opposition» der Zapu (Zimbabwe African Patriotic Union, heute nominell nur noch Patriotische Front, aber landläufig immer noch als Zapu bekannt) von Joshua Nkomo, und schliesslich zu den Mitgliedern der ehemaligen Uebergangsregierung von Bischof Abel Musorewa, der man vorgeworfen hatte, als blosses Alibi für die Rhodesische Front gedient zu haben.

Ist nun Mugabes Versöhnungspolitik echt, oder ist sie Taktik, weil er vorläufig die Arbeit der Weissen und das Geld aus dem (westlichen) Ausland braucht?

Das ist die Preisfrage, und nach bestem Wissen lässt sie sich so beantworten: Mugabe selbst meint es aufrichtig, aber seine eigene Position in

der Zanu ist von Fanatikern bedroht, die mit aggressivem Auftreten und ideologischer Scharfmacherei nicht zuletzt bei der Jugend aktivistische Anhänger finden.

«Good Old Muggers»

Die Weissen waren seinerzeit vom Sieg der Zanu bei den Unabhängigkeitswahlen vom Februar 1980 völlig überrascht worden. Sie hatten sich die Popularität der Musorewa-Regierung eingeredet, über deren bevorstehende Niederlage sich ausländische Beobachter einig waren. Als die Resultate bekannt wurden, sah man in den Strassen von Salisbury jauchzende Schwarze und weinende Weisse.

Was die Weissen angeht, so haben sie zu weinen aufgehört. Ihre Gefühle für «Good Old Smithy» haben sie auf Mugabe übertragen: sie sagen wahrhaftig «Good Old Muggers». Ein weisser Ladenbesitzer: «Als Muggers gewann, wollte ich meine Koffer packen. Dann hörte ich ihn am Fernsehen und bin geblieben.»

Mugabe heisst die Weissen in seiner Partei willkommen; sie sei schliesslich eine nationale Partei. Man weiss nicht, wieviele von ihnen von der Einladung Gebrauch gemacht haben, aber im traditionell konservativen Landgebiet von Que Que waren es immerhin 200 von 3000; da scheint die politische Integration doch anzulaufen.

Was gilt der «Genosse»?

So weit, so gut. Ein Zweifel freilich bleibt, und er betrifft etwas Grundsätzliches.

Wenn Mugabe heute nicht viel über die Vergangenheit spricht, so gilt das auch von seiner eigenen Vergangenheit und seinen eigenen ideologischen Bekenntnissen.

Im seinerzeitigen Exil hatte Mugabe oft genug von der Notwendigkeit eines marxistischen Einparteiensystems gesprochen, so wie er auch verkündet hatte, dass die «weissen Ausbeuter» keinen Quadratmeter Land behalten würden. In der Zanu-Parteiliteratur hatten positive Bezugnahmen auf die Prinzipien des Marxismus-Leninismus geradezu obligaten Charakter.

Aber wie weit ist das überhaupt Vergangenheit? In den Medien heisst es «Genosse Mugabe», nicht anders als «Genosse Breschnew», «Genosse Ghadafi» oder «Genosse Arafat». Was zählt diese Bekundung?



Ministerpräsident Robert Mugabe (rechts) auf der Regierungsbank neben seinem alten Rivalen Joshua Nkomo, der heute Minister ohne Portefeuille ist, nachdem er – Zapu-Parteichef und Schützling der Sowjets – Innenminister gewesen war.

Es gibt noch andere Indizien. Die zwei Hauptstrassen von Salisbury sind umbenannt worden: die frühere Jameson Avenue nach Samora Machel, dem sowjetgestützten Staatsoberhaupt von Mozambique, und der frühere Kingsway nach Julius Nyerere, dem Staatschef von Tansania. Das ist natürlich ein Dank für die seinerzeitige Hilfe beim Bürgerkrieg; die Hauptstadt selbst soll gelegentlich in Harare umbenannt werden, was bloss der Name eines «schwarzen» Stadtteils ist.

Nun, die vorherrschende Meinung in Salisbury ist, dass man nicht alle revolutionären Gesten des Genossen Mugabe zum Nennwert zu nehmen braucht. Er mache sie, um die extremistischen Zanu-Mitglieder bei der Stange zu halten. Das würde darauf schliessen lassen, dass die Partei auf ihren prokommunistischen Flügel angewiesen ist, aber vorerst steht fest, dass die tatsächlich praktizierte Regierungspolitik nicht den Wünschen dieses Flügels entspricht. Und wenn man ihn schon besänftigen muss, dann lieber mit Worten als mit Taten.

Keine Liebe zu den Sowjets

Etwas anderes kommt hinzu: Genosse Mugabe hat keinen Anlass, den Genossen Breschnew sonderlich zu lieben.

Mugabe war eindeutig die zweite Wahl der Sowjets gewesen, auch wenn sie dann brüderliche Miene zu seinem Wahlsieg machten. Zur Zeit der bewaffneten Kämpfe hatte er materielle und moralische Hilfe eher aus Jugoslawien und China bezogen. Da hatte es die Konkurrenz schon besser. Nkomo hatte zwar die kleinere Gefolgschaft, aber sie war umso besser ausgebildet und bewaffnet. Denn ihr standen die Lager in Sambia und Angola zur Verfügung, mit sowjetischen und kubanischen Instruktoren.

Die Sowjets verstehen sich auf Pferdewechsel, aber in diesem Fall hatten sie doch etwas zu deutlich auf das falsche Pferd gesetzt. Sie waren es, die insbesondere Sambias Staatschef Kenneth Kaunda zwingen, im Konkurrenzkampf der Simbabwe-Rebellen eindeutig Partei für Nkomo zu ergreifen; schliesslich hatte Sambia die «uneinsichtigen» Mugabe-Anhänger sogar ausgewiesen.

Mugabe hat die Sowjets bei verschiedenen Gelegenheiten spüren lassen, dass er ihr Spiel nicht vergessen hat. Vielleicht ist das Vorhandensein einer Samora-Machel-Strasse in Salisbury weniger wichtig als die Tatsache, dass es keine Kenneth-Kaunda-Strasse gibt. Und dass die Sowjets ein Jahr brauchten, ehe sie ihre Botschaft in Salisbury aufturn konnten.

Ueberdies kennt Mugabe die erbärmlichen Zustände in Angola und Mozambique. Seine bisherige Regierungstätigkeit lässt nicht darauf schliessen, dass er sich solche Modelle zum Vorbild nehmen will, obwohl er es vor der Regierungsübernahme gesagt hatte.

*

Nun wäre es von Simbabwe aus betrachtet völlig falsch zu glauben, der Unterschied zwischen Zanu und Zapu sei durch das jeweilige Verhältnis zur Sowjetunion zu definieren. Eine Hauptsache betrifft das Verhältnis der ethnischen Gruppen zueinander. Aus dem Shona-Stamm kommen die meisten Zanu-Anhänger, aus dem Ndebele-Stamm die meisten Zapu-Anhänger. Darüber wird in einem nächsten Beitrag zu sprechen sein. ■

Valerij Tarsis

Wie «baut» man in der Sowjetunion eine quasi private Konfektionsfabrik?

Ein russischer Wirtschaftskrimi enthüllt das Untergrund-Business

■ **Gehört in der Sowjetunion die Zukunft den neuen Kapitalisten? Sie arbeiten illegal, aber wohl protegiert. Theoretisch «systemfremd», aber vom System hervorgebracht. Eine Mafia der Doppelbödigkeit. Jetzt hat eine emigrierte Schriftstellerin so etwas wie eine Enzyklopädie der sowjetischen Korruptionsszene verfasst. Valerij Tarsis führt uns ein.**

Der doppelte Boden

Wenn ein Schweizer eine der sowjetischen Grossstädte besucht — Moskau, Leningrad, Kiew, Odessa, Tbilissi, Riga —, so kann er eine Ahnung kriegen von den zwei koexistierenden Realitäten. Einmal die staatliche Planwirtschaft, die ein — milde gesagt — ungenügendes Angebot an Verbrauchsgütern und Lebensmitteln hervorbringt. Dann gibt es aber auch elegant gekleidete Frauen, überfüllte Restaurants, in ihnen überladene Tische, mit teurem Alkohol, mit Lachs und Kaviar. Es wird nicht einfach gegessen, sondern geschwelgt. Mit andern Worten:

«Die menschliche Natur, zwangsweise mit der sozialistischen Wirtschaft verheiratet, hat gigantische Unternehmen und kümmerliche Gewinne geboren. Aber aus ihrem geheimen Verhältnis mit der Privatinitiative gebar sie das Untergrund-Business und die ‚illegalen‘ Gelder.»

Die Praktiker und ihr Patronatskomitee

So formuliert es Nelli Gutina, eine emigrierte Schriftstellerin, in ihrem Wirtschaftskrimi «Der doppelte Boden»*.

Die Liste ihrer Helden umfasst u. a. folgende:

— **Der Oberboss**, R-in: «In seinen Händen wurde Geld zum Motor, dank dem Spiralen von Geschäften in Gang kamen.»

— **Der Unternehmer**: «Er fühlte dem Verbraucher den Puls und warf entsprechende Waren auf den Markt — Feigenblätter zur Bedeckung der Armut.»

— **Der Pate**, Fjodortschuk: «Er hat einen hohen Verwaltungsposten inne, ist dem Regime ergeben, liebt die ‚Geschäftemacher‘ nicht, und dennoch... seine beschützende Hand streckt sich unfehlbar über jedem neuen Projekt aus.»

— **Der Sekretär des (Partei-)Gebietskomitees**: «Er ist Opfer des Gesetzes vom unausweichlichen Beteiligtsein. Er ist einer von denen, die den doppelten Boden mit der weissen Weste und zur Schau getragener Loyalität bemänteln.»

— **Die Toreadorin**: «Sie sucht gefährliche Abenteuer, wagt sich frech in die Höhle des Lö-

* Nelli Gutina: «Dwojnoje dno» (Der doppelte Boden, russ.). Tel-Aviv 1978, 371 Seiten.

wen — der Sicherheitsorgane, versteht sich bei höchster Gefahr ihrem Zugriff zu entziehen.»

Weitere wichtige Funktionen üben der Verbindungsmann Arkadij, der Warenhausdirektor Wanja, die Konsumentin Inna, Lagerverwalter u. a. m. aus.

Kauft die Kontrolleure

Möglich ist das Untergrund-Business nur dank der Korruption von Staats- und Parteifunktionären, wobei sie sich umständehalber oft dem Mitwissen kaum entziehen können, dem Mitverdienen nicht entziehen wollen. Bekanntlich hatte der ehemalige georgische Parteichef eine ganze



Das Buch von Nelli Gutina.